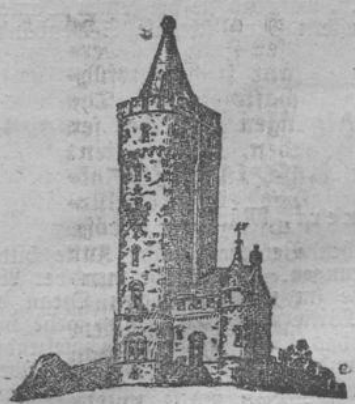




Der Wächter vom Rahlen Osten

Monatsbeilage zur Sauerländer Zeitung.

Druck und Verlag von Hans Albrecht, Brilon.

Deutsche Brüder laßt uns fingen.

(Melodie: Letzte Rose oder Deutschland über alles.)

Brüder laßt uns wieder fingen
Unter altem deutsches Lied;
In die Herzen muß es dringen
Und erheben das Gemüt.
Von der deutschen Kraft und Treue,
Vedenstolz, der Wacht am Rhein,
Mag der Weltsche Feind auch insprechen
Ohnmächtig beim deutschen Wein.
Hah und Raubgier hat bewogen,
Ihn in unser Land zu ziehn,
Und er dachte dort gefügig
Volk zu finden, auf den Knie'n;
Gründlich hat er sich getäuscht!
Gründlich hat er uns verkannt!
Und an unsern deutschen Röhlen
Sich die Finger schon verbrannt.

Troß und Mut sind stärkere Waffen
Als der Weltsche Stahl und Blei,
Und das deutsche Lied es dringt
Weiter als des Hahnen Schrei.
Deutscher Troß, er ist kein Märchen,
Deutsche Treue ist kein Wahn,
Hah, den hier die Weltschen fäen —
Nur getroß, er reißt heran.

Deutsche Kraft sie ist gewaltig
Wenn sie dir im Nacken liegt,
Frankenlohn du wirst erschrecken
Wenn ein deutsches Auge blickt.
In dem freien Land der Sachsen,
In Westfalen und am Rhein,
Wollen freie deutsche Mannen
Niemand eure Sklaven sein.

Welcher Hahn, du trägst nicht lange
Mehr im Rhein- und Ruhrgebiet,
Wenn der trockne deutsche Michel,
Dir die stolzen Federn zieht.
Warte nur, es wird schon kommen.
Wenn der große Morgen graut
Kast zum letzten Mal geträht
Und der deutsche Michel baut!

Si, wie dann die Federn fliegen
Wie im Herbst des Baumes Laub
Si, wie dann die Hähne floben
Machen schnell sich aus dem Staub.
Wie sie krähen wie sie laufen,
Und der Michel haut und haut;
Solche Panik hat der Franzmann,
Wie im eignen Land geschaut!

Maria Bornemann, Bigge.

Arbeit an der Volksgemeinschaft.

„Der Zusammenbruch ist groß.“ Das Wort hört man heute in allen Tonarten. Man laßt es mit feindseligem Blick auf vergangene Zeiten, mit Zorn auf die, welche man für schuldig hält, mit Angst vor noch tieferen Sünden oder gar mit Verzweiflung, die das Ende unserer Kultur unabwendbar voraussetzt. In keiner von diesen Tonarten darf man zu der gelunden sauerländischen Jugend sprechen.

Der Zusammenbruch ist freilich groß. Wir übersehen noch gar nicht, was alles wankend geworden, was alles zerstört ist. Es gibt viel abzuräumen auf dem Trümmerfeld. Es wird schwer halten und lang dauern, ein neues Haus aufzubauen, an dem wir uns freuen können. Es wird schwer halten, deshalb müssen die Kräfte alle angespannt und auf das eine Ziel gerichtet werden. Es wird lang dauern. Also wird unsere Jugend noch ein tüchtiges, vielleicht das größte Stück dieser Arbeit zu leisten haben. Wir werden bei der langen und schweren Arbeit nicht aushalten, wenn wir nicht mehr und mehr zu einer Volksgemeinschaft wieder zusammenwachsen, die das Wohl aller will und hierfür zu opfern bereit ist. Den Sinn der Volksgemeinschaft zu verstehen und demgemäß sich zu betätigen, dazu scheint mir unser sauerländischer Menschengeschlag durch besondere Umstände vorbereitet, und deshalb, so möchte ich glauben, werden an ihn in dieser Beziehung auch besondere Ansprüche gestellt. Jeder hat ja in dem gleichen Umfange Pflichten, wie er Befähigung erhielt.

In vielen unserer Dörfer ist noch der Bauerplatz bekannt. Was es mit diesem Bauerplatz auf sich hat? Hier verammelten sich, wenn irgend etwas Wichtiges zu beraten oder zu beschließen war, was das Dorf anging, die Dorfeingefessenen, „die Gemeinheit“, und dann erledigte man gemeinschaftlich die Angelegenheit oder beauftragte Glieder der Gemeinde mit der Beforgung. Dorfsachen gehen jeden Eingefessenen an, davon war man überzeugt, und der hätte sich schlecht genommen, der für die gemeinsamen Dinge keine Anteilnahme gezeigt hätte. So hat man es in unseren Dörfern, jedenfalls dort, wo freie Bauern wohnten, lange Zeit gehalten; und so muß es der Jugend dieser Dörfer im Blut liegen, daß die öffentlichen Angelegenheiten jeden einzelnen angehen. Was aber einem im Blute liegt, das kann man leichter betätigen. Für unser Vaterland kommt nun viel darauf an, daß die Zahl derer, die wissen, daß die öffentlichen Angelegenheiten jeden einen angehen, groß ist, und daß sie immer mehr zunimmt. Hier muß das Beispiel unserer Jugend werbend, zündend wirken. Viele denken noch nicht daran, daß die Dinge des Staates ihre eigenen Angelegenheiten sind. Früher mochte es genügen, daß man bloß zur Zeit der Wahl am Wahllokal sich kümmerte. Man nannte den König ja Landesvater. Mochte er mit seiner Regierung also für das Land sorgen wie ein Vater für einen großen Haushalt. Das ist heute anders. Wenn in einem Volksstaate das Volk nicht als Gesamtheit für die öffentlichen Dinge sorgt, dann bleiben sie unbefragt. Es geht nicht anders! Im Volksstaate liegt die Last der öffentlichen Dinge auf allen Schultern, und wer es ablehnt mitzutragen, der läßt andere für sich tragen. Ob ein solcher, der andere seine eigene Last tragen läßt, wohl das Recht hat zu tadeln, daß die Last schlecht getragen werde? Die Antwort erübrigt sich. Und doch gibt es im öffentlichen Leben gar manche, die nichts tun und dabei tadeln. Ja, es scheint fast, als wenn der Tadel immer umso lauter sei, je weniger man an der allgemeinen Last mitgetragen hat und je weniger man die Schwierigkeiten des öffentlichen Lebens selber auskostete.

Das muß nun das Erste sein für jeden, der seinen Platz im öffentlichen Leben ausfüllen will: Er muß seinen guten Willen mitzubringen dadurch zeigen, daß er nach seinem besten Vermögen über die öffentlichen Dinge sich unterrichtet und zu erkennen sucht, wo er helfen kann. Im Volksstaate muß jeder sich dazu bemühen, welchen Weg sein Volk zu

gehen hat. Er ist ja mitverantwortlich dafür, daß es den rechten Weg geht. Und wenn in dem Volke die Ansichten selbst verschieden sind, wenn die einen diesen, die anderen jenen Weg wollen, dann muß der Einzelne nach seinem besten Wissen Stellung zu nehmen suchen. Ein Wort Solons, des berühmten Gesetzgebers der Athener, müßte den Jüngern heute oftmals zugerufen werden: „Unwert bürgerlicher Ehre ist, wer in den Kämpfen seines Volkes nicht klar seine Stellung erwählt.“ Diese Stellung, die man zu nehmen hat, muß eine klare und feste sein, vor allem wenn die Zeiten für das Volk unruhig sind. Nur die klar Schauenden, die entschieden Wollenden vermögen dem Gang der Dinge eine bestimmte Richtung zu geben oder den Gang in bestimmter Richtung zu beeinflussen.

Der Mensch, der nur schwankenden Zeit auch schwankend zu beeinflussen.

gestimmt ist, der vermehrt das Unheil und breitet es weiter und weiter.

Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.“ (Goethe).

Unser Volk ist in Parteien geteilt und wird es wohl immer bleiben. Die Programme der Parteien sind die Wege, auf denen man unser Volk führen will. Es geht nicht anders, es muß heute jeder, der seine Pflicht im Volke erfüllen will, für ein Parteiprogramm sich entscheiden, für es wirken, soweit er sich dazu für berufen halten darf. Man sucht heute unserer Jugend Parteipolitik vielfach zu verwechseln, sie als etwas Unwürdiges, als den Quell aller möglichen Mißstände hinzustellen. Das ist Weltfremdheit. Es wäre ja schön, wenn die Meinungsverschiedenheiten in unserem Volke über seinen Zukunftsweg nicht so zahlreich wären; Meinungsverschiedenheiten werden immer da sein, und die Gruppen, die für die einzelnen Richtungen eintreten, werden stets mehr oder weniger die Form der Partei haben. Das nur wäre verdorben und verderblich, wenn man die Ziele der Partei wollte der Partei wegen und nicht des Volkes wegen. Wir müssen in der Partei unseren Mann stehen des Volkes wegen, weil wir glauben, daß in der Frierichtung dieser Partei die Zukunft des Volkes am besten geborgen sei. Die Liebe zum Volke müßte das einzige Band für die Angehörigen aller Parteien sein, müßte abhalten von gefährlicher und unwahrhaftiger Befehdung, müßte der heilige Boden sein, auf dem man sich in einzelnen Fällen zusammenfinden könnte. Müßte. Leider ist es heute noch nicht so, und das ist das Schlimmste an der heutigen Parteipolitik. Wenn in unserer sauerländischen Jugend die Ueberzeugung von der Verspflicht gegenüber der Gemeinschaft eine Erbeigenschaft ist, dann wird sie vielleicht mitwirken, das einzige Band der Gemeinschaftsgefühle und der Volksliebe zwischen den einzelnen Parteien zu befestigen.

Grimme erzählt, wie einmal ein Geistlicher in einem Dorfe eine gar ergreifende Predigt hielt. Die Leute waren erschüttert; viele weinten. Eine Frau aber sah ganz ruhig und ungerührt den Prediger an. Das war ihrer Nachbarin geradezu ärgerlich, und sie machte ihr Vorhaltungen, wie sie bei solchen Worten so kalt bleiben könne. Da sagte die Frau: „Ich bin aus einem anderen Kämpel.“ Das Schlimmste paßt vielleicht auf einige unserer ganz in die schönen Berge eingeleiteten Dörfer. Aber die Mehrheit der Sauerländer ist mehr als mancher andere bäuerliche Stamm über den Kräftigkeitsstandpunkt hinausgeführt worden. Dazu hat vor allem der sauerländische Handel mitgeholfen. Seit Jahrhunderten haben aus zahlreichen Dörfern die wegemutigen Männer das, was ihnen der steinige Boden der Heimat nicht bot, durch den Handel in fremden und oftmals fernen Gegenden zu gewinnen gesucht. In Polen und Rußland, in Ägypten und Arabien, in Bommern und Brabant haben sie gehandelt. Viele hielt schließlich die Fremde fest. Aber sehr viele blieben in der Heimat anständig. Das Reisen hatte ihr Verständnis erweitert. Sie ahnten, daß in einem Volke die einzelnen Schichten auf einander angewiesen sind. Sie mußten auch den in Dorfe Zurückgebliebenen über die Kirchentumslosigkeit hinweghelfen. Ich möchte nun meinen, daß die gelunden Söhne solcher Dörfer auch vorbereitet seien für eine tiefere Auffassung des Volksganges, der Bedeutung der einzelnen Schichten, der Zusammenhänge, die zwischen ihnen bestehen, der Bedürfnisse, die sie für Leben und Entwicklung haben.

Diese Einsichten müssen in unserem Volke wachsen, Besitz der Mehrheit werden, wenn wir zu einer wahren Volksgemeinschaft uns entwickeln sollen.

Schwieriger als die Einsicht in die verwinkelten Zusammenhänge des Volkstums und als die Anerkennung der Bedeutung der einzelnen Glieder für einander ist die Selbstbeziehung an der eigenen Stelle, die tatkräftige Bereitwilligkeit, den anderen zuzustehen, was ihnen zukommt. Hieran besonders hat es vor dem Kriege gefehlt. Hieran fehlt es auch heute noch. Einzelne und ganze Berufsgruppen freuen sich, wenn sie den Lasten unserer Niederlage sich entziehen können. So berechnet man für sich selbst Goldpreise als etwas Selbstverständliches, wo andere nur mit schlechtem Papier ausgelohnt werden. So zeigt man sich entsetzt, wenn einmal den Bedürftigen wegen wirklicher Opfer verlangt werden. Der Gedanke der Volksgemeinschaft fordert es, daß wir nach unseren Kräften an den allgemeinen Lasten tragen, je stärker wir sind, umso mehr. Der Gedanke der Volksgemeinschaft fordert es, daß wir gefährdete Glieder des Volkstums schützen, auch wenn es uns Schwierigkeiten macht. Für den Gemeinheitsgeist ist es etwas Selbstverständliches, daß ein Stand auf Vorteile verzichtet, wenn es sich darum handelt, einem anderen das Leben erträglich zu gestalten. Der Gemeinheitsgeist will, damit der Bruder menschenwürdig leben kann, gern auf bloße Annehmlichkeiten verzichten. Daß wir leben wollen, dazu drängt uns schon die sinnliche Natur. Der Gemeinheitsgeist fordert, daß wir auch leben lassen, ja, anderen Leben helfen, soweit wir dazu imstande sind.

Daß wir aber anderen das Ihrige geben und uns selbst begeben, dazu ist Selbstüberwindung nötig. Nur wer sich selbst überwindet, wer für die Lebensnotwendigkeiten anderer Opfer zu bringen vermag, kann ein rechter Staatsbürger sein. Ist zu diesen Opfern wohl der fähig, der nur an ein Diesseitsleben glaubt? Kann im allgemeinen die nächste Erwägung, daß das eigene Interesse solches erfordert, den Menschen dazu veranlassen, gegen sich selbst streng oder gar hart zu sein? Wer das Ziel seines Lebens im Jenseits sieht, der kann das Erdenleben leicht der höheren Zwecke wegen belassen oder gar hingeben. Dem Christen ist das Opfer leicht recht verständlich. Er glaubt, daß im Opfer ein unermeßlicher Segen liegt. Er wächst, indem er abnimmt. Er gewinnt, indem er preisgibt. In unseren sauerländischen Häusern hängt das Kreuz, das Bild des Opfers. Es steht an unseren Wegen, es ragt auf manchem unserer Berge. Ein Gedanke, das unter dem Zeichen des Kreuzes großwächst, muß Opfergefühle haben und betätigen, oder es verflucht den Geist der Vorfahren, die die Kreuze aufrichteten, nicht

mehr. Das aber ist das Größte, was wir unserer Volksgemeinschaft geben, daß wir für sie Opfer bringen und dadurch sowohl selbst im Geiste der Gemeinschaft befestigt werden als auch andere für diesen Geist gewinnen.

Im Menschenleben gibt es Stunden, die entscheidend sind für den ganzen Weg, für die ganze Lebensleistung des Menschen. Solche Stunden gibt es auch im Leben größerer Gemeinschaften. Die gläubigen Christen Deutschlands erleben heute eine solche Stunde. Die stärksten Kräfte arbeiten an der Zerspaltung unseres Volkes. Die wirtschaftliche Selbstsucht verfeindet die Erzeuger und Verbraucher; der Klassenhaß steht zwischen den einzelnen Volksgruppen; nationalistische Gesinnung gefährdet den christlichen Willen zur Verständigung in den Völkern. Die gläubigen Christen haben Kräfte in sich zur Bekämpfung dieser Gefahren. Diese Kräfte müssen sie jetzt wirksam werden lassen. Sie müssen sich als der feste Mittelpunkt des Volkes bewähren. Sie müssen durch ihre ganze Lebensführung versöhnend wirken und so die anderen an sich ziehen, um sich gruppieren. So müssen sie die Volkseinheit hinüberretten in ruhigere Zeiten. Unter christlichen Sauerländern hat an dieser Aufgabe seinen Anteil. Das was uns fähig macht für eine Aufgabe, das ist zugleich Verantwortlichkeit für uns, was uns befähigt, für die Volksgemeinschaft zu wirken, daß müssen wir ausüben aus Verantwortlichkeit gegenüber unserem Herrgott und unserem lieben deutschen Volke.

Von Blumen, insbesondere von Heimatblumen.

Von A. Schaurte, Dörten.

Blumen, Sterne und Kinderaugen sind nach dem Aussprüche eines klugen Mannes von allen Dingen auf Erden die drei einzigen, die noch aus dem Paradiese stammen. Fast ohne Besinnen ist man versucht, diesem schönen Worte recht zu geben. Denn aus allen dreien spricht jene herrliche Dreifaltigkeit menschlichen Tugenden, die, wenn sie zusammen auf Erden in voller Schönheit Gestalt gewinnen würden, der Menschheit das Paradies zurückgeben könnten: Reinheit, Frieden, Güte! Ist nicht das Auge eines Kindes das Abbild der Reinheit und das Sternchen der Nacht, wie es seit Ewigkeiten unerschüttert seine Kreise zieht, das Vorbild ewiger Eintracht, ewigen Friedens? Und die Blumen! Sind sie nicht die Liebeszeichen der Erde, mit denen sie alljährlich in unveränderter Güte aus dem urchöflichen Borne ihrer Fruchtbarkeit ihre Gaben verspricht?

Die Naturwissenschaft weiß natürlich nichts von solchen Gedanken. Mit trockenen Worten läßt sie uns auf, daß die Blüten die Bildungsstätten des Samens seien mit einem zumeist notwendigen Zubehör von Farbe und Duft, damit die Bildung auch wirklich, nämlich unter der Mithilfe der Insekten, zustandekommen. Die Naturwissenschaft hat ohne Zweifel recht, und wir können ihr nicht genug dankbar sein, daß sie in die verwinkelten Verhältnisse der Insektenbestäubung und Samenbildung, ebenso wie in manches andere lehrreiche Geheimnis des Pflanzenlebens Licht gebracht hat; aber was sie uns da in der Sprache ihrer reinen Sachlichkeit erzählt, kann doch nicht alles sein, was an Werten für den Menschen in der Blumenwelt steht. Wie wäre denn sonst die große Bedeutung zu erklären, den der Blütenstiel der Natur von jeher für die Menschheit gehabt hat? Und diese Bedeutung ist doch gar nicht zu bezweifeln. Es ist wohl niemals auf Erden einen Dichter gegeben, dessen Geliebte die Blumen nicht gewesen wären? Des Dichters feines, abgemessenes Empfinden ist dem geheimen Walten und Weben in der Natur stets näher gekommen als das des Alltagsmenschen, und so hat er in der Blume eine Sprache entdeckt, der er mit Inbrunst gelauscht und in immer neuen Weisen in den Lauten menschlicher Sprache Widerhall zu geben versucht hat. Selbst ein Zyniker wie Heinrich Heine hat sich ihrem Zauber nicht entziehen können. Unter seine schönsten Gedichte sind unstreitig jene zu zählen, in denen er von Blumen und Blüten spricht. Man denke nur an das schöne Lied: „Du bist wie eine Blume, so schön, so rein, so hold.“ Die schönste Bezeichnung, die der Dichter einem Menschen geben kann, ist der Ausdruck Menschenblüte. Auch im Märchen und Volkslied spielt die Blume eine sehr große Rolle, von der bildenden Kunst ganz zu schweigen.

Und wie ist es im Leben des Alltags? Geht da der Mensch achlos an den Blumen vorüber und vernachlässigt sie, als wären sie nicht vorhanden? Mit nichten! Gibt es etwas in der ganzen Welt, von dem der Mensch bei nur möglichen Gelegenheiten und Anlässen mehr Gebrauch macht als gerade von Blumen? Mit Blumen wird der Mensch bei seinem Eintritt in diese Welt begrüßt, mit Blumen wird er zu Grabe getragen; Blumen sind die Genossinnen unserer schönsten Feste, Blumen setzen wir auf die Gräber unserer Lieben. Blumen werden dem Sieger entgegengetragen, mit Blumen wird die Geliebte geschmückt. Wenn wir einen Glückwunsch aussprechen, wenn wir Liebe, Dankbarkeit und Verehrung ausdrücken wollen, immer sind die Blumen das treffendste Symbol, immer geben sie sinniges Zeugnis von dem, was uns das Herz bewegt, und immer sprechen sie in zarter Sprache deutlich, wo das belegte Herz vielleicht nur flammeln würde. Und wo eine Blume, auch feht, stets verbreitet sie Licht und Wärme, Freude und Leben um sich, mag sie nun wachsen im vornehmen Park, im ärmlichen Hausgarten, mag sie prunken im Wintergarten der Villa oder bescheiden blühen auf dem Fensterbrett des Hinterhauses. Der arme Verlassene fühlt sich nicht mehr so einsam, wenn er ein Blümchen hat, das für ihn klopft und blüht, dessen Duft vielleicht das Einzige ist, das ihm von den Göttern und Freuden des Lebens geblieben ist. Beg einem Kranken ein paar Blumen auf die Decke seines Lagers, und er wird dir mit einer Träne im Auge danken für den Sonnenstrahl, den du damit in sein Zimmer gebracht hast. Bedarf es noch mehr Beweise dafür, daß in den Blumen ein geheimnisvolles Etwas wohnt, daß diese innigen Beziehungen zwischen Blume und Mensch hergeleitet hat und lebendig erhält, eine sympathische Kraft, wie sie bei keinem andern Naturding zu finden ist? Unteruchen wir nach dieser geheimnisvollen Kraft einmal die Blumen der Heimat.

Warum macht der Winter das Herz so öde und warum legt sich an Wintertagen so leicht Traurigkeit auf unser Gemüt? Der Winter ist blumenlos und darum freudenlos. Selbst das leicht befriedigte Kinderherz findet an den Blumen am Fenster nur kümmerlichen Ersatz, und die Bitte des Kindes: „Lieber Frühling komm doch wieder!“ ist nicht nur dem Kinde aus dem Herzen gesprochen. Und wenn der Frühling nun erscheint um seine sieghafte Macht über die Strenge des Winters zu zeigen, welches ist sein Band für das hoffende Menschenherz, daß ihm die Niederwerfung seines harten Gegners auch gelingen wird? Das erste Frühlingsblümchen, das aus Eis und Schnee seinen Kopf hervorreckt und mit einem Tropfen gekühnerten Schnee in seiner Blü-

tenzone gleichsam unter Tränen dem neuen Leben entgegen-
lacht. Mit Jubel ergreift der Mensch dieses Pfand und laßt
in vollen Zügen neue Lebenshoffnung in sich hinein. Es
mußte doch Frühling werden; und jetzt ist er wirklich ge-
kommen, das erste Frühlingsblümchen verblüht es ja so
laut und weit vernehmlich.

Frühlingsblumen, ihr Erstlinge der Natur! Von allen
Blumen des Jahres verbreitet ihr die reinste und höchste
Freude. Und besonders ihr Frühlingsblumen der Heimat,
ihr Schneeglöckchen und Martenblümchen, ihr Anemonen und
Himmelschüsseln, wer kennt euch nicht und wird nicht durch
euren neuen Anblick beglückt? Zu keiner Zeit des Jahres
ist ein Gang ins Freie so reizvoll wie im Frühling, natürlich
nur unter der Voraussetzung, daß man die Augen offen hält
und Sinn besitzt für das Keimen und Sprießen ringsumher
— und zu keiner Zeit kommt der Naturfreund mit schöneren
Gefühlen heim als dann, wenn er an verborgenen Plätzen
und Stellen ein Frühlingsblümchen hat beglücken können,
das er vor längerer Zeit zum ersten Male dort gefunden
hat. Ich kenne in meiner heimatlichen Flur eine einsame
Stelle, es ist unter einem Haselbusch im Waldesfentele,
auf der schon zu Anfang des Monats März der Verhensporn
(Coridalis cava) blüht; ebenso kenne ich eine Stelle, auf
der als einziger in ganz Westfalen um Ostern herum, die
Alpenfresse (Arabis alpina) ihre kleinen weißen Blütenkreuze
zeigt. Und so oft mich mein Weg in die Heimat führt, so
oft besuche ich auch an diesen Stellen die beiden Frühlings-
kinder. Sie sind mit zum Stück Heimat geworden, und ich
mühte um sie trauern, wenn irgend ein Grund sie einmal
hinderen sollte, im Frühling wieder zu kommen. An anderen
Orten sind es andere Pflanzen, die weniger häufiger vor-
kommen, aber trotzdem ihren festen Platz im Naturbilde der
betroffenen Gegend inne haben. Seidelbast (Daphne
mezerium), Heberblümchen und noch so manche andere kommen
in unserer Sauerländer Heimat vor; wir wollen sie gefunden
werden, aber sie lohnen die Mühe des Suchens reichlich durch
die Art, mit der sie uns von neuem in der Heimat heimlich
machen. Was hier beispielsweise von den Frühlingsblumen
gesagt ist, gilt selbstverständlich auch von den übrigen Blumen
des Jahres. Wer es nicht glauben will, der probiere es aus.
Er lerne die Blumen der Heimat kennen und verstehen, er
finde sie an ihren oft verborgenen Standorten auf und stelle
dann an sich selber den künftigen Zwang fest, mit den sie ihn
immer mehr an die Heimat fesseln. Es sind sicher nicht die
schlechtesten Söhne der Heimat Erde gewesen, die alten Ge-
lehrten von Ärzten, Apothekern und Lehrern, denen kein
Pflänzlein ihrer heimatlichen Umgebung fremd war. Sie
waren ihrer Heimat treu mit allen Fasern ihres ehrlichen
Herzens. Oder sollen wir glauben, daß das bloße Zählen von
Staubgefäßen und Stengeln es diesen Leuten angetan hätte?
Nein die große Kraft, die aus diesem lebendigen Geistes-
gute spricht, hat sie angezogen und nicht mehr losgelassen,
und es wäre ein großer Verlust für das junge Geschlecht,
wollte es empfindungslos werden für diesen allgewaltigen
Zauber der großen Mutter Natur.

Die vernünftige Liebe der Natur veranlaßt nun manche
Menschen zu einer besonderen Art von Naturverehrung.
Raum geden die ersten Weidenkätzchen oder Schneeglöckchen
und Himmelschüsseln aus ihren Knospen, und schon werden
Hände voll — man möchte fast sagen Körbe voll — der armen
Bengelkinder abgerissen und in die Dörfer, in die Städte
geschleppt. Barbaren! sollte man rufen. Die Blumen der
Heimat sind ein Naturdenkmal, ein Naturdenkmal von viel-
leicht größerer und wichtigerer Bedeutung als manche Seltens-
heit, die heute unter diesem Namen geht und den Schutz
der Behörde genießt. Und ein Naturdenkmal sollt ihr schützen
und pflegen, nicht aber mutwillig zerstören. Oder ist es un-
bedingt erst notwendig, daß nach der Polizei gerufen wird?
Gewiß darfst du die aus der Schatzkammer der Natur das
eine oder andere Stücklein mit nach Hause nehmen — die
Natur hat reichlich und gibt auch gern — aber muß es denn
gleich in solchen Mengen geschehen, daß der Fortbestand der
Naturdinge in Frage gestellt wird? Es mag sicherlich genügen,
daß es der Mensch mit vielen, vielen Trierarten fertig gebracht
hat, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten oder doch nahe
an den Rand des Aussterbens zu bringen. Muß es mit der
Pflanzenwelt nun in gleicher Art so werden? Es ist jammern-
schade, daß Bodenveränderungen, die durch die wirtschaftliche
Not des Vaterlandes notwendig geworden sind, wie Trocken-
legung von Sümpfen und Urbarmachen von Dehländereien,
mancher Pflanzengattung die Lebensbedingungen rauben. So kamte
ich jahrelang eine einzige Stelle, auf der um Pfingsten der
reizende europäische Siebenstern (Trifolium europaeum) zur
Blüte kam; heute ist die Stelle gerodet und urbar gemacht
und das schöne, in unseren Bergen seltene Blümlein vertrieben.
Solche Schicksalsschläge, die manchmal aus höheren Gründen,
der Pflanzenwelt zugefügt werden müssen, sollten wir durch
unsern Unverstand nicht durch neue mutwillig vermehren.

Mit Liebe zur Natur hat jenes Massenabreißen doch nichts
zu tun. Wahre Liebe zur Natur und wahre Freude an der
Natur zeigt sich doch nicht in dem, was man abreißt, sondern
in dem, was man stehen läßt. Sieh dir das erste Frühlings-
blümchen an, wie es jubelnd neues Leben verkündet und
mit strahlender Krone der Sonne entgegenlacht, du bist ein
herz- und gemüthlos Gefell, wenn du es in seiner Pracht
nicht stehen lässest, sondern wenn du es abreißest und so vor-
zeitigem traurigem Verwelken preisgibst. Ich wollte, alle
Blumen machten es so wie der Hagedorn. Erst wehrt er sich
prächtigt mit seinen Stacheln gegen jede räuberische Hand,
die ihm seinen Blütenhülle nehmen will; und dann, wenn
diese Hand trotzdem ein Röslein abgetrennt hat, dann läßt
das Röslein wie aus Trost — eins, zwei, drei — seine Blüten-
blätter fallen, und die Wähe des Brechens war vergebens.
Lernst vom Hagedorn — und unterläßt das unnütze Blüten-
brechen! Drei schöne doldige Himmelschüsseln oder lieb-
liche Schneeglöckchen, in kleiner Vase auf meinem Schreibtisch
gestellt, geben mir mehr Begriff von Blumenschönheit und
Frühlingsherrlichkeit als ganze Hände voll davon, engsa-
mmelgebunden.

Also lernst die Blumen der Heimat kennen; aber achtest
sie und gewährst ihnen Schutz. Dann wird auch immer
mehr Verständnis aufgehen für das Wunderwerk des Lebens,
das in ihnen spielt, jenes Wunderwerk, das nach den oben
angeführten Worten des Dichters im Paradiese seine Heimat
gehabt hat.

Das neue Hemd.

Zeitbild

von Paula Kura-Ewald (München).

Grete brauchte unbedingt neue Hemden; denn die aus
den besseren Stücken der schabhaften Bettücher verfertigten
sind nun auch schon durchgeschuert. Schwere Berzons ent-
nimmt die Mutter, eine Rentnerswitwe, ihrer kleinen eisernen
Geldkassette einen Hauch Schokolade. Auf ihrer italienischen Reise
damals, als sie ein ganz junges Ehepaar waren, haben sie
sich den dritten Teil von dem gebraucht, was sie jetzt für
ein einziges Hemden für Grete ausgeben soll.

„Ja, das Leben ist schwer!“
Für Grete freilich nicht. „Mutti, ich hab' eine großartige
Idee! Wozu brauchen wir eigentlich diese feinen Servietten
da? Schau.“

„Die mit den Rosenkränzen?“
„Ja, die! Sie sind ganz reizend, aber nie werden sie be-
nützt.“

„Nun, dann können wir sie höchstens für dich, wenn du
mal...“

„Ach, was, Mutti, das ist unpraktisch und unzeitgemäß.
Denn bis dahin habe ich entweder ein Mäntelchen und
dann mit neuer oder ich bin ärmer wie eine Kirchenmaus
und dann brauch' ich überhaupt keine Servietten. Seht aber
brauch' ich Hemden.“

„Freilich, aber was hat das mit den Servietten zu tun?“
„Sehr viel! Schau, Mutti, was ist denn heute auf
so ein Hemd? Worn ein glattes Stück, hinten ein glattes
Stück, über den Schultern ein hübsches Bändel oder ein
Stückchen Stoff — und alles ist fertig und deine Grete darf
sich hineinschlüpfen.“

„Kind, Kind, solche Hemden willst du tragen?“
„Aber Mutti, warum denn nicht? Man sieht sie ja
gar nicht!“

„Aber... das ist es ja eben! Daß man sie nicht sieht!“
Bei euch weiß man jetzt nie: Habt ihr ein Hemd an oder
habt ihr keins an.“

„Na, Mütterle, hat man denn das bei euch früher
gesehen?“

„Aber ganz genau!“
„Aber, Mütterle, wie denn?“

„Mütterle wurde rot wie als junges Mädchen. Daso...
wie denn?“ „Nun ja, gesehen hat man's früher wohl
auch nicht, aber man mußte doch... das jede... nun ja...
es gehörte zum eisernen Mäntelchen und dann... man
trug sich eben oben und unten nicht so knapp mit dem
Stoff.“

„Ach, Mütterle, du bist mein großes Kind, das von einem
modernen, jungen Mädchen absolut nichts versteht. Macht
auch nichts. Wenn du mir deine feinen Sachen alle
lochst. Das andere besorge ich schon allein. Also, komm,
gib mir einen Kuß... ach, weißt du, so kann halt doch
teiner sein.“

„Gretchen!“
„Was denn, Mutti! Oh, die erschrockenen Augen! Was
dann? Komm, nimm die Servietten und wir machen denn
die Hemden so, wie ich dir's gesagt habe. Die kosten dann
rein nix...“

Und sie trallert mit einem niedlichen Stimmchen Sufan-

nens berühmte Arie aus Figaros Hochzeit: „Daß ich mit
Hosen fränze dein Haupt...“, während sie die feinen Damast-
servietten mit den Rosenmustern durch schmale Seidenbänder
zusammenfäht.

Können Eisberge die Ursache der gegen- wärtigen Kälte sein?

Von W. Cammert, Wilmher i. M.

Die seit Wochen herrschende ungewöhnliche Kälte bildet
den Grund mancher Erörterungen. Vielfach ist man der An-
sicht, daß die Eisverhältnisse im nordatlantischen Ozean die
Ursache der unfreundlichen Witterung seien. Man geht vom
Standpunkt aus, daß das Meer durch die schmelzenden
Eismassen abgekühlt würde und dieses sich auf die Luft über-
trägt. Diese abgekühlten Luftmassen würden unserer Gegend
durch nordwestliche Winde zugeführt.

Dieser Grund erscheint jedoch sehr unwahr-
scheinlich. Denn trotz der zeitweise gewaltigen Ausdeh-
nung der Eisfelder können diese unmöglich eine so ungeheure
Menge wie den nordatlantischen Ozean und außerdem noch
die Luftmassen abkühlen, daß sich dieses in so weiten
Gebieten Europas wie gegenwärtig bemerkbar machen würde.
Dafür ist schon jene Tatsache ein Beweis, daß in diesen Brei-
ten, die als Ausgangspunkt der Kälte bezeichnet werden,
zeitweilig eine bedeutend höhere Temperatur herrschte als
bei uns, in diesem Falle wehten dort südwestliche Winde.
Ferner ereignete es sich noch in den letzten Tagen, daß dort
die Temperatur plötzlich mehrere Grade unter Null sank,
als nördliche Winde auftraten. Die Ursache dafür, daß wie
ständig nördliche Winde haben, ist ein Hochdruckgebiet über
dem östlichen atlantischen Ozean. Dieses Hochdruckgebiet hat
dadurch entstehen können, weil im Mai zur Zeit der Eisheilung
die Luftmassen des atlantischen Ozeans durch einen überaus
starken Kälteeinbruch von Norden her abgekühlt wurden. Daß
es aber fast unbeweglich über diesem Gebiete verharret und
nicht wie gewöhnlich und seit langem erwartet östlich auf
Festland zieht, verhindern Depressionen über Osteuropa. Erst
mit dem Uebertritt des Hochs zum Festland wird eine
Besserung des Wetters eintreten. Dazu ist aber erforderlich,
daß sich auf dem westlichen Teile des atlantischen Ozeans
Depressionen von östlicher Zugrichtung und derartiger
Stärke bilden, daß das Hochdruckgebiet sich nicht mehr
behaupten kann, sich daher östlich auf Festland bewegt und
beiden Luftmassen in Südeuropa Gelegenheit gibt, in unser
Gebiet einzudringen. Derartige starke Depressionen bilden
sich erfreulicherweise den neuesten Schiffsnachrichten zufolge
hoffentlich können sie den Einfluss auf das Hochdruckgebiet,
wie er sich augenblicklich bemerkbar macht, fortsetzen, in diesem
Falle ist mit einem Witterungsumschlag in günstiger Hinsicht
für die nächsten Tage bestimmt zu rechnen.

Insgesamt: Nicht die Eisberge sind die Ursache der
Kälte, sondern eine durch unglückliche Zufälle bewirkte Auf-
druckverteilung, die uns Luftmassen aus einer Gegend herbeiführt,
wo zurzeit die normale Temperatur des Tages nur
2-4 Grad Celsius beträgt.

Büchertisch.

+ Sauerland. Führer und Wanderbuch. Verlag von
W. B. Schölkopf in Bonn. — Für alle Freunde des Sauerland-
es wird es interessant sein zu erfahren, daß dieser neue Führer
loeben verdienen ist. Wie alle Führer dieses Verlages ist
auch der neue Sauerland Führer in dem bekannten grünen
Kleide mit einer geschmackvollen Umschlagezeichnung des Land-
schaftsmalers C. Rönne herausgegeben. Alles was dem
Wanderer und den Freunden des Sauerlandes Interesse bietet,
bringt dieser neue Führer. Gediegene Aufsätze über die Grenz-
en, das Sauerland sowie die Gewässer und Täler des Sauer-
landes, soeben Abhandlungen über die Sauerlandische Flora
und Fauna, das Sauerland und über 40 der vorzüglichsten
Landschaftsaufnahmen aus dem Sauerlande sind aufgenom-
men worden. Der Führer enthält außerdem die genaue Be-
schreibung von über 170 der schönsten Sauerlandwanderungen
und bringt von den aufgeführten Plätzen und Sommerfrischen
alles das was der Sauerlandbesucher wissen muß. Es ist eine
Ausgabe mit nur einfacher Uebersichtlichkeit und eine weitere
Ausgabe B. mit einer der vorzüglichsten farbigen Karten des
Sauerlandes ersehen. Es handelt sich um 2 große farbige
Sauerlandkarten mit dem einseitigen Weges des Sauer-
landischen Gebirgs-Bezirks, der Karte des West- sowie des
Ost-Sauerlandes. Beide Karten werden vom Verlag in Um-
schlag gegeben, auch ohne Führer ausgegeben. Wir sind ge-
wis, daß sich dieser neue und zeitgemäße Sauerlandführer
bald viele Freunde erworben haben wird.

Der weltfällige König von Corsika.

Nach alten Aufzeichnungen bearbeitet

Von

Walter Merland.

Da im letzten Jahre von der Familie in Brandenburg
nicht einen einzigen Brief erhalten habe, habe ich es für gut
gesehen, das obige mitzuteilen mit der inständigen Bitte, diesen Brief
durch einen Eilboten nach Pommern zu schicken und mir zurück
richtig zu geben, ob mein Oheim noch am Leben ist und was mein
Verfahren auf Rautenburg machen. Veranlassen Sie doch, daß mein
Onkel auf Rautenburg, wo er auch sein mag, diesen Brief liest, an-
derfalls lassen Sie ihn meine Vetterin auf Rautenburg lesen.
Denn mein Brief ist für die ganze Familie bestimmt. Geben Sie
mir, bitte, Nachricht, und senden Sie mir einige Verwandten und
Freunde. Die Reisekosten werde ich zurückzahlen. In drei oder
vier Monaten oder aber später muß ich doch jemanden in Ihre
Gegend schicken, um die für drei Regimenter nötigen Waffen zu
kaufen. Ich werde Ihnen dann gleichzeitig Ihre Auslagen erstat-
ten und außerdem auch das bezahlen, was ich seit meiner Jugend
noch schuldig bin.“

Der andere Brief Theodors, datiert vom 18. März 1786, hat
um großen Teile denselben Wortlaut und ist abgedruckt in der
Histoire des révolutions de l'île de Corse, et de l'élévation de
Théodore I. sur le trône de cet Etat, tirée des Mémoires tant
écrits que publiés, à la Haye 1788, ein Werkchen, dessen Einlei-
tung bezeichnender Weise mit den Worten beginnt: „Alle Welt
spricht heute fast nur von Corsika und seinem Könige Theodor I.“
Man darf — wohl nicht mit Unrecht — dem Werkchen die Ob-
jektivität absprechen, wenn man Neugier auf dem Titelbilde, das
ihn in dem phantastischen Aufzuge bei seiner ersten Ankunft auf
Corsika zeigt, bemerkt sieht als „Le Baron de Miesbach, soibant
Brand d'Espagne, Lord d'Angleterre, Pair de France, Baron du
St. Empire et Prince du Trône Romain...“ Der hierin mit-
geleitete Brief ist gerichtet an den Baron von Droste. Der Verfasser
er Gistore, der zwar manche sehr interessante Anekdoten mitteilt,
aber aber hier und da Gerüchten unterworfen, bezeichnet in einer
Fuhrnote den Wohnort des Droste „in der Grafschaft Mark, gegen-
über Altena, einer mächtigen Burg an der Renne oberhalb
Verdoh.“

Worin die Genssemer dem König mit ihrer Braut entgegen-
traten, gingen sie daran, seinen guten Ruf zu untergraben und ihn
hinein zu treiben, indem sie das des Königs
bedenkten. In dieser Absicht erklärten sie eine öffentliche Erklärung
die von Anfang bis zum Ende mit Unwahrheiten gespickt war.
Sie gaben darin über Neuhoff's persönliche Verhältnisse los und ließen
nichts unberührt, um ihn hassen zu lassen und verächtlich zu machen.
Diese Verleumdungen waren von so dreisten Behauptungen un-
terstützt, daß sie bei den leichtgläubigen und unwissenden Corsen
Glauben fanden. Die Verleumdungen erschütterten die Treue gegen
ihren bis dahin so verehrten Herrscher und verleitete sie so sehr,
daß sie mehr auf die von ihren Feinden aufgestellten Lügen gaben.

als auf noch so viele offensichtliche Beweise der Tugend ihres Kö-
nigs, deren Augenzeugen sie selbst waren.

Theodor bemerkte bald die Wirkung, die diese Verleumdungen
auf den Geist seiner Untertanen gemacht hatten. Er wollte, wie sein
Sohn mittelst, auf die Erklärung antworten, um sie zu entkräften;
aber durch das Aussehen, das diese Antwort gemacht hätte, wäre
die Sache nur noch schlimmer geworden.

Dagegen berichtet Barnhagen, daß Theodor ein würdig gefas-
tes Manifest erlassen habe, durch das er sich und die Corsen in allem
Bergangenem zu rechtfertigen suchte, was um so leichter war, als
die Genssemer überall die öffentliche Meinung gegen sich hatten.
Denn es hatte sich mittlerweile auch die Ansicht der Höfe zu Wien,
Paris, Madrid und London geändert.

Zwischenhand kam es an verschiedenen Orten des Landes, na-
mentlich an der Küste, zu heftigen Zusammenstößen, die teils zu
Gunsten der Corsen, teils ihrer Feinde ausfielen. Wenn auch Ende
Juni ein Schiff anlegte, das den Corsen vier achtpfündige Kanonen
mit allem Schießbedarf, 500 Flinten und viele andere Gegen-
stände überbrachte, so rückte das die Corsen nur vorübergehend
auf. Alles kam eben auf die Einnahme von Bastia an. Und als
diese nicht zu erreichen war, griff eine allgemeine tiefe Verstim-
mung Platz. Die Corsen beobachteten von jetzt ab mit weniger Schonung
was ihren König betraf, und stellten mehr Anforderungen an
eine Geduld, als an seine Weisheit. Die Verdrägung des Ein-
tritts der Hilfsmittel, die er ihnen seit langem in Aussicht
gestellt hatte, das Gerücht von furchtbaren Kriegsausstellungen, die
man gegen sie vorbereitete, seine freien Reden über die Religion und
eine Verleumdung von den Türken, die in den schmerzhaften Kassen
zu machen, die Verleumdungen nicht unterließ, trugen viel zur
Unzufriedenheit des Volkes bei. Theodor verwies ihnen das in väter-
lichem Tone; als er aber dann sah, daß sie hartnäckig dabei blieben,
seine Worte zu mißbrauchen, sah er sich gezwungen, sie als Königs
nachdrücklich zu bestrafen.

Und das um so mehr, als sie ihm nach dem Leben trachteten.
Eine gegen ihn angelegte Verleumdung wurde entdeckt; die
drei Hauptkandidaten wurden zum Tode durch den Strang ver-
urteilt. Da sie aber den vornehmsten corsischen Familien nahe
standen, vermehrte ihre Hinrichtung nur noch die Zahl der Unzu-
frieden. Ihnen war dieser Akt der Gerechtigkeit ein unvor-
sehbare Beweis für die Grausamkeit Theodors; sie hielten ihn für
einen nach schlimmeren Tyrannen, als sie hielten ihn für einen
kühnen, über die sie sich stets mit Recht zu bitter beklagten hatten.
Die innere Unruhe wurde allgemein. Die Corsen empörten sich öffent-
lich gegen ihren Verräter, und nichts konnte sie in den Grenzen der
Achtung halten, die sie ihm schuldig waren. Sie erklärten ihm
offen, er habe alle ihre Hoffnungen getäuscht; er habe es nur
unternommen, sie von der Gewaltthätigkeit der Genssemer zu be-
freien, um ihnen ein umso grauameres Joch seiner Herrschaft auf-
zuerlegen. Theodor sah sich sowohl von dem größten Teile seiner
Untertanen, als auch seiner Soldaten verlassen. Es blieben ihm
nur noch diejenigen, denen er Amt und Brot gegeben hatte. Er
befand sich also in großer Gefahr. Aber unbedenklich darum, ließ
er die schmerzlichen Aufregungen über sich ergehen, tat, als
wenn er nichts bemerke, und trug den Corsen gegenüber das

Befehl der Sicherheit zu geben, was oft besser nützt, als wirkliche
Kraft. Er hatte den Charakter der Corsen soweit kennen gelernt,
daß er hoffen durfte, durch Verleihung von Titeln und Würden
ihre Anhänglichkeit noch einige Zeit festzuhalten zu können. Begleitet
von einer 400 Mann starken Leibwache — ohne sie wagte er schon
nicht mehr, zu erscheinen — begab er sich nach Sartene und flüchtete
vor den Thoren der Befreiung.“

Das Gewand, das die Ritter des Ordens der Befreiung
bei öffentlichen Feiern trugen, mußte von himmelblauer
Farbe sein. Der Orden, an einem grünen Bande getragen, und
umflossen von einem lebensspitzigen Stern in schwarzer und Gold-
maße, zeigte auf freizugewandten grünen Grunde die allegorische Ge-
stalt der Gerechtigkeit, bekleidet von himmlischen Fluren und die
Bäpfe des königlichen Hauses. Wenn ein Ritter aufgenommen
wurde, kniete er vor dem Könige nieder, und dieser sprach zu ihm:
„Ich mache Euch zum Ritter des hohen Ordens der Befreiung. Ihr
müsst leiden, von uns allein, daß wir Euch dreimal mit dem
bloßen Legen berühren, und ihr werdet gehorchen sein in allen
Dingen bis zum Tode. Die Ritter müßten stets den Legen tragen,
ihn während der Messe aus der Scheide ziehen und, wenn der
Priester das Evangelium las, ihn erhoben halten. (Revue mu-
sématique 1842.)

Wer nichts desto weniger sank Theodors Ansehen und Sicher-
heit immer mehr, umal sich unter Giacinto Paoli und Raffaele eine
Gegenpartei gebildet hatte, die weder von den Genssemer, noch von
Theodor etwas wissen wollte.

An der Spitze der ihm gebliebenen Truppen sah Theodor ge-
gen die Embruder zu Felde, wurde aber völlig geschlagen und er-
loß nur durch Glücke gerettet. Zunächst mit wenigen Getreuen
hatte er nun neben den gemessenen Soldaten auch die Corsen
zu führen. Theodor tröstete sich damit, daß jeden Augenblick 6000
Soldaten, die ihm unter dem Befehle des berühmten Karusa aus
Albanien versprochen worden waren, eintreffen könnten; durch sie
hätte er die Corsen leicht zu ihrer Pflicht zurückführen können. Aber
wie groß war seine Enttäuschung, als er erfuhr, daß der Sultan
voll und ganz in Anspruch genommen war durch einen Krieg gegen
die Russen und Kriegsvorbereitungen gegen den Kaiser traf, daß er
unter diesen Umständen an die Eroberung Italiens gar nicht denken
könne, ohne sich dadurch Frankreich, Spanien und die venezianische
Republik zu Feinden zu machen. Zu der gleichen Zeit erhielt er
auch die Nachricht, daß Karusa, gelockt durch die Hoffnung auf ein
gländeres Glück, als es seiner unter Theodor hatte, mit einem
Heer von 2000 Soldaten, die für Theodor bestimmt waren, in den
Dienst des Königs seiner Sizilien getreten war.

(Fortsetzung folgt.)

*** Das Titelbild der „Histoire des révolutions de l'île de
Corse“ von 1788 zeigt oben rechts eine Abbildung dieses Ordens
Er war selbst der Großmeister, dem die Comture und Ritter des
Ordens schoren. Auch Ausländer konnten Mitglieder wer-
den. Viele Ordensritter, deren jeder 1000 Scudi zu erlegen hatte
zur Unterhaltung armer Ritter, erhielten zugleich den Titel von
Baron und Marschall, die sich zum Teil noch lange nachher be-
kanntheit haben.